

Der Sonne entgegen! : Ein Ausflug nach Anatolien

Autor(en): **Camenisch, Carl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **9 (1905)**

PDF erstellt am: **24.07.2024**

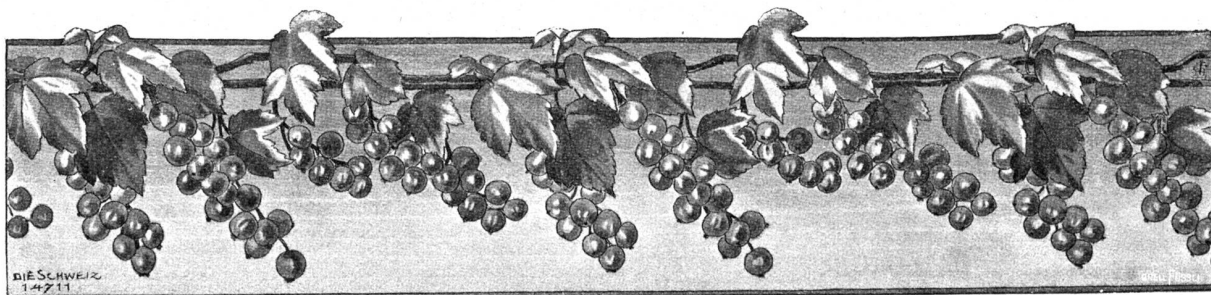
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574317>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Der Sonne entgegen!

Nachdruck verboten.

Ein Ausflug nach Anatolien.

Mit zwölf Abbildungen nach Originalaufnahmen des Verfassers.

Nicht langes Leben, langes Reisen macht klug.
(Türkisches Sprichwort).

Als einst Gös, die rosenfingrige Göttin der Morgenröte, in Kleinasien Gefilden den Tithonos erblickte, ließ sie sich, von seiner wunderbaren Schönheit betört, hinreißen, ihn zu entführen und zu ihrem Gemahl zu machen. Vater Zeus verlieh ihm auf ihre inständigen Bitten Unsterblichkeit; aber o weh! Sie hatte vergessen, zugleich auch um ewige Jugend für ihn zu bitten, und so welkte Tithonos, nachdem seine menschliche Blütezeit vorbei war, dahin, und als schattenhafte Greisgestalt muß er fortleben, ein Loter, rings umgeben vom stets sich erneuernden Leben.

Ist dies nicht auch das Schicksal Anatoliens, seiner Heimat, das einst in herrlicher Blüte prangte? Hier lag Troja, das heilige Ikon, hier floß der goldführende Paktolos, hier stand die Bergfestung Pergamon, die zur Zeit der Attaliden durch ihre Prachtbauten den ganzen Orient überstrahlte und in den Künsten und Wissenschaften mit Alexandrien um die Palme des Sieges rang, indem es anfangs, auf Tierhäute seine Geisteswerke aufzuzeichnen, da ihm die neidische Nebenbuhlerin im Nildelta den Papyrusmarkt geschlossen. Hier blühte schon eine edle Kunst, als drüben in Europa noch nur rohe archaische Formen bekannt waren. Hier zerbrach der große Alexander den gordischen Knoten. Hier waren die ersten christlichen Gemeinden, die Paulus „teuer erkaufte“ und für die er sein Herzblut zu opfern bereit war. Hier in Nikäa, Chalcedon und Ephesos wurde mit Fluch und Segen die „alleinigmachende“ Lehre der Kirche geschaffen. Hier erglänzte orientalische Pracht und die goldenen Laster der Byzantiner. Hier blitzten die Schwerter und Speere der Ritter des Abendlandes, die für die Religion der Väter tritten, stiegen und starben.

Da kam der Türke, und wo der seinen Fuß hinsetzt, erstirbt das Leben. Die Blüten verdorren, die Wissenschaft erstarrte, der Quell der Poesie und Kunst versiegt. Aus dem herrlichen, kraftstrotzenden Jüngling ist ein stiller, entnerbter Greis geworden; noch trägt er die Züge dessen, der er einst war, deutlich im Antlitz, aber verrunzelt und versteinert. Die lebensvolle, farbenprächtige Gegend wurde zur Einöde. Licht und Blüten sind dahin, und geblieben sind fast nur Schatten und dürre Stengel.

Allein „die Welt wird alt und wieder jung, und der Mensch hofft immer auf Besserung“. Auch hier ist diese Hoffnung berechtigt im Hinblick auf die vor nicht langer Zeit erbaute „Anatolische Bahn“, die deutlich sichtbar dem erstarrten Lande in den eisernen Pulsadern frisches Blut und neues Leben eingießt. Und wenn nicht alles trägt, wird dieses Land mit seiner großen Vergangenheit auch wieder eine große Zukunft haben. Reiche Schätze sind darin verborgen, nur darf, wer sie heben will, Mühe und Arbeit nicht scheuen.

Es war an einem heißen Junitage, als wir — meine Frau und ich — an der Sultan Valide-Brücke, die Galata mit Stambul verbindet, an Bord des kleinen Lokaldampfers gingen, der uns in einer halben Stunde aus dem Goldenen Horn nach dem asiatischen Ufer des Bosporus brachte, wo wir uns nach Abwicklung der hier dank des europäischen Einflusses nicht sehr umständlichen Passformalitäten in dem Bahnzug einnisteten, der bereits zur Abfahrt nach Jemid bereit stand.

Die prächtigen soliden Hafenanlagen, an die sich die stattlichen Steinbauten der Stations- und Verwaltungsgebäude der Ausgangsstation der Bahn Haidar-Paschas anreihen, die wohlgepflegten Alleen und die guten Straßen deuten darauf hin, daß hier nicht der Fatalismus des alles seinem Allah überlassenden Türken herrscht, sondern europäischer Arbeitsgeist und germanische Ordnungsliebe und Reinlichkeit ihren Sitz aufgeschlagen haben.

Die Anatolische Bahn steht nämlich jetzt ganz unter deutschem Einfluß, was die finanzielle Grundlage anbetrifft, und an ihrer Führung und Verwaltung sind eine Reihe Schweizer in höchsten und niederen Stellungen tätig, sodaß ein ahnungsloser Reisender aus Helvetiens Gauen mitten im Hochland Kleinasien gelegentlich beim Kreuzen der Züge auf den Stationen von einer Maschine zur andern den heimatischen Gruß senden hört, den etwa noch die über jeden Zweifel an der Nationalität erhabenen Worte begleiten: „s ich hüt wieder chaiba heiß!“ Und was er ohne innere Bewegung zu Hause hundertmal gesungen, ein Druck der ruhigen Hand läßt ihn fühlen, was Meister Gottfried vom Schweizerheimweh sang.

Unser Coupé II. Klasse, das an Sauberkeit und Ausstattung füglich mit jedem seinesgleichen in Europa konkurrieren kann, ist anfänglich zwar bis auf seinen letzten Platz besetzt, von Herren, meist Europäern, die nach Abwicklung ihrer Geschäfte im engen staubigen Konstantinopel die kühleren Gestade am tiefblauen Bosporus aufsuchen, wo sich ihre Familien den Sommer über aufhalten, um auch selbst auf einige Stunden am kühlen Strande die durchaus nicht ambrosischen Düfte und die Hitze Peras und Stambuls zu vergessen.

Außerst höfliche, in schmutzige Kakiuniformen gekleidete Kondukteure, deren reines Französisch uns frappt, kupieren unsere Billets. Langsam setzt sich die lange Linie unseres Zuges in Bewegung und dampft hinein in die blühende Ebene, und nachdem er die villenstadtartigen Dörfer, die er berührt, mit seinem Inhalt beschenkt hat, offenbart er, der Personenzug bis auf ein Minimum entledigt, uns den wahren Charakter der Bahn, die bis jetzt vorzüglich dem Gütertransport dient, da der Sultan den „Zug nach der Stadt“ nicht gerne sieht und daher in der Ausstellung von Reisepässen an seine Untertanen, zumal die gefährlichen Armenier, sehr sparsam und vorsichtig ist.

Das erste Stück der Bahn wurde von Engländern gebaut und eine Zeit lang von den Türken betrieben; allein da sich am Ende des Monats infolge der beinahe russischen Vorliebe der türkischen Beamten für den Kommunismus der Staatsgelder jenseits in der Betriebskasse ein Loch fand und der Bahn so natürlicherweise bald der Atem auszugehen drohte, übernahm eine deutsche Finanzgesellschaft zugleich mit der Weiterführung der Bahn auch deren Verwaltung und Leitung mit Staatsgarantie, was allerdings bei der bekannten türkischen Saumseligkeit im Zahlen nicht sehr viel sagen will. Durch den neuen Impuls vorgetrieben, fährt denn schon seit mehr als zehn Jahren die Bahn nach Angora in Galatien und seit acht Jahren bis nach Konia, dem alten Ikonion. Heute nun steht sie bereits am kilikischen Taurus, von wo aus sie in absehbarer Zeit ihr Endziel Bagdad und den persischen Golf erreichen wird. Der erste Spatenstich für den Bau der Bagdadbahn wurde am



Friedhof von Shutari.

27. Juli 1903 in Skonia ausgeführt. Allzulange wird es auch nicht mehr gehen, bis die Eisenbahn schwimmend oder gar hoch im Bogen die Meerenge des Bosporus passieren wird, und da darf man denn heute schon wenigstens im Geiste den direkten Wagen Zürich-Konstantinopel-Bagdad oder Basel-Damaskus-Jerusalem besteigen, um bequem und leicht die Stätten zu erreichen, die im Mittelalter kaum die Hälfte derer sah, die den Weg dorthin im Sattel oder per pedes apostolorum einschlugen.

Indem wir also träumend dem paradiesischen Meeresgestade entlang dahinfahren, das, vom Glanze der Abendsonne vergoldet, ebenfalls zu träumen scheint von glänzenden Taten großer Männer, die einst hier lebten, wirkten und starben, mahnt uns der schrille Pfiff der Lokomotive, die eben in die Station Gebse einfährt, wieder an die Gegenwart. Allein schon schweifen unsere Gedanken zurück in die Zeit dessen, der hier fern der heißgeliebten Heimat sein tatenreiches, vom Römerhaß erfülltes Leben tragisch endete. Unweit Gebse lag das alte Libyssa, wo der Karthagerheld Hannibal sich selbst des Lebenslichtes beraubte, um nicht seinen Todfeinden in die unbarmherzigen Hände zu fallen. Zwei alte Zypressen mit fahlen Wipfeln beschatten das Grab des „großen Scheich“, wie das Volk heute den Toten nennt.

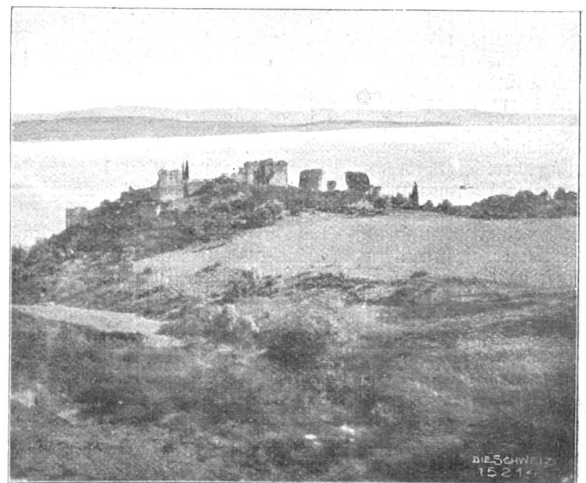
Weiter geht die Fahrt durch fruchtbare Auen, die schon im Altertum Tausende mit Brot versorgten, trotzdem gerade hier in der Kornkammer der Byzantiner auch ihr weites Marsfeld war, wo die berühmten Wagenrennen stattfanden. Wie oft raubt auch heute noch der alles verwüstende Ares das Land der friedlichen Ceres! Die vor Fruchtbarkeit strogende rote Erde zeitigt hier aber nicht nur Korn; graugrüne Delbäume wechseln mit der niedrigen Weinrebe und der knorrigen Sykomore ab, und dazwischen lachen reife Kirichen uns entgegen; denn wir sind ja in der Heimat der Kirichen, von wo aus sie der Feinschmecker Lucullus nach Rom verpflanzte. Weiße Winden und rote Blüten der Granatäpfel vollenden mit dem Duft des blühenden wilden Pfirsichbaumes das Bild eines irdischen Paradieses, das vom tiefen Blau des Golfes von Ismid umsäumt wird.

Indem das pustende Dampfroß seine Last bergan zieht, zeichnet sich uns zur Rechten malerisch eine mächtige Burgruine

am Horizonte ab. Es sind die Ueberreste der alten Festung Eski-Hissar oder Filokrini, wie sie die Byzantiner nannten. Man glaubt in ihnen stumme Zeugen deutscher Baukunst zu entdecken, und wirklich mutet uns die Ruine an wie eine mittelalterliche Festung an den Ufern des Rheines oder der Mare. Unmöglich wäre es nicht, daß hier ein deutscher Herr, der sauern Weine seiner nebligen Heimat überdrüssig, unter diesem paradiesischen Himmel mit seinen Blumen und seinen Weinen sich ein Nest gebaut und den erschreckten Bewohnern der Umgebung das fränkische Mitterlied gesungen hat, daß „Meiten und Mauben keine Sünde sei“. Er wäre nicht der einzige gewesen, der voll Begeisterung zu Hause das Kreuz auf seinen Mantel nähte, um unter dem Rufe „Dios lo volt!“ das heilige Grab aus der Moslemhände zu befreien, aber auf halbem Wege stecken blieb und andere mit ihrem Frankenblute den Wüstenand röten und den Hyänen des Jordantales ein leckeres Mahl bereiten ließ!

Wie hier sprossendes Grün, unermeßlicher Erntesegen und zu Tode erstarrtes Heidefeld in raschem Wechsel sich folgen, so hat hier auch das Geschick dem Menschen verschiedene Lose ausgeteilt. Hier stand die Wiege eines Betteljungen, der als Großweiser die rechte Hand des großen Sultans Selim I. geworden ist, der ihm zum spätern Lob und Danke eine prächtige Moschee erbauen ließ. Hier lernte als blinder Bettler Belisar, Justinians des glänzendsten Kaisers der Byzantiner größter Feldherr, den Lohn der undankbaren Welt kennen. Hier waltete der jüngere Plinius als Statthalter seines Amtes und gab sich Mühe, die in „törichtem Wahne vom römischen Götterdienste zum gekreuzigten Christengotte Abgefallenen“ vom offenen Bekenntnis abzuhalten, um sie nicht wider seinen Willen töten zu müssen. Hier war die Heimat des schönen Antinoos, der dem Kaiser Hadrian in seiner blinden Leidenschaft die paradiesische Gegend zu einem Capua zu machen drohte. Hier proklamierte Konstantin nach siegreichem Kampfe beim feierlichen Dankfeste das Mailänder Edikt, das den Christen nach harter Verfolgung die ersehnte Religionsfreiheit brachte, und hier endlich hat die Moira ihm, dem Gründer Konstantinopels, und dem Zerstörer seines Wertes, dem Eroberer Sultan Muhamed, den Lebensfaden abgeschnitten und sie nahe beieinander zur ewigen Ruhe gebettet.

Rasch senkt die kurze Dämmerung des Orients sich auf Land und Meer herab. Noch einen letzten Strahl wirft die scheidende Sonne nach dem bithynischen Olymp, ehe sie in den dunkeln Meeresfluten versinkt, und dann wird's still im Reiche der Natur: die Nacht fordert ihren Sold. Unsere zwei einzigen Reisegefährten, junge Türken, augenscheinlich aus den Kreisen der „obern Zehntausend“, die in Stambul wohnen, stimmen, um sich wach zu halten, eines ihrer Lieblingslieder an, das durch seine Cantilena die drei immer wiederkehrenden näselnden Töne bleischwer auf unsere Nerven drückt, ihnen aber nicht nur Freude zu machen, sondern sie sogar zu begeistern scheint — soweit ein Türke sich begeistern läßt. Ich mußte unwillkürlich an jenen Sultan denken, der, nachdem er das Konzert einer berühmten europäischen Streichmusik angehört, nochmals das „erste Stück“ zu hören wünschte, aber trotzdem der ver-



Das alte byzantinische Schloß Filokrini, 1423 von den Türken erobert.

zweifelnde Kapellmeister seinem Wunsche dreimal willfahren hatte, immer wieder die erste Programm-Nummer verlangte, bis man endlich daraufkam, daß er das dem Konzert vorangehende Stimmen der Instrumente meinte, das seinem Geschmack eben am meisten entsprochen hatte.

Nach Ablauf der fahrplanmäßigen vier Stunden hat unser Zug die 91 km lange Strecke vom Bosphorus bis Ismid zurückgelegt, und getreu dem orientalischen Spruche, daß die Nacht dazu da sei, daß man ruhe, ruht auch er bis zum Morgen. Noch weckt in Kleinasien kein schriller Pfiff des Nachtzuges die Schläfer aus ihren Träumen.

Im Buffet de la gare in Ismid fanden wir nicht nur eine auch verwöhnte Europäer vollauf befriedigende Tafel und aufmerksame Bedienung, sondern, was uns noch mehr Freude machte, einen Landsmann aus Zürich, der bei der Bahn eine höhere Stelle bekleidet und während unseres Aufenthaltes in Bithynien sich uns in liebenswürdiger Weise als Ratgeber und Führer zur Verfügung stellte. Was Wunder, daß wir uns in der einstigen Residenz des grausamen Diocletianus bald heimisch fühlten!

Wer seinen Fuß auf asiatische Erde setzt, der darf seine europäischen Gewohnheiten und Präferenzen nicht mitnehmen. Was in den gutgeführten Hotels in Pera-Konstantinopel selbstverständlich ist, das sucht man hier — und übrigens auch schon in Griechenland mit Ausnahme der Hauptstadt — vergebens. Und doch lernt ein Gast des „Hotel Ida Bazar“ in Ismid, das dem Armenier Avakian gehört, daß auch orientalische Gasthäuser besser sein können als ihr Ruf. Zwar gab's im Zimmer keine Vorrichtung zum Waschen, schon aus dem Grunde nicht, weil kein Tisch da war, auf den man ein Wasserbecken hätte stellen können, und wer sich waschen wollte, mußte dies im Hausgang an einer laufenden Wasserrohre tun — aber wider Erwarten verschonten uns hier die nächtlichen Heerscharen, die in Griechenland allüberall, zu Wasser und zu Land, auf schwankendem Schiffe wie in der heiligen Nähe von Delphi und Olympia gegen die Barbaren mobil gemacht hatten und den Kampf ums Dasein so hartnäckig führten, daß diese ihnen meist nach kurzem vergeblichem Widerstande das Feld räumten.

Wunderschön ist der Anblick des silberweißen Golfes von Ismid, wenn die Sonne ihre ersten Strahlen in die vom leisen Morgenwinde gekräuselten Fluten taucht; zwischen malerisches Hügel- und hineingebettet, gleicht er einem Schweizersee, und der im Hintergrunde majestätisch emporragende, bis in den Sommer hinein mit Schnee bedeckte Olymp erhöht die Ähnlichkeit noch mehr. An seinem Ostende baute sich einst amphitheatralisch die glänzende Kaiserstadt auf, wo heute der etwa 25,000 Einwohner zählende Hauptort des Sandschaks Ismid in sumpfiger und ungesunder Umgebung von großen Zeiten träumt, die längst

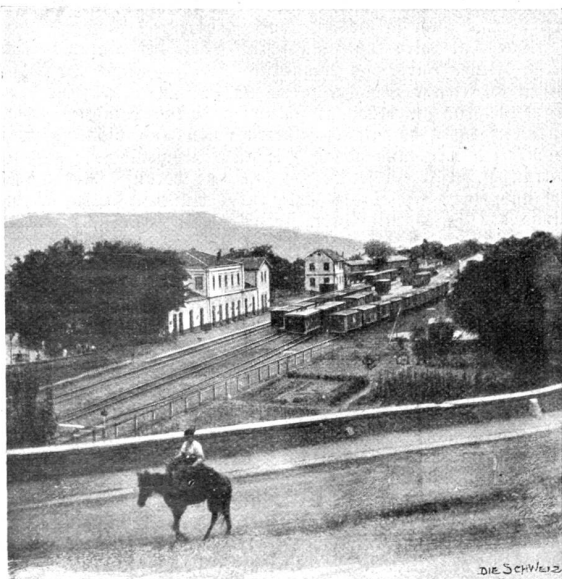


Ismid.

dahin sind und deren einzige stumme Zeugen, zertrümmerte Säulen, zerschlagene Brunnenstöcke und mit dem byzantinischen Kreuze oder einem Agnus dei geschmückte steinerne Becken, noch da und dort uns begegnen und die, während sie einst vielleicht die Paläste der Kaiser zierten oder ihren Prinzen als Taufbad dienten, heute die armselige Hütte eines Armeniers stützen oder eine Viehtränke geworden sind. Diese ärmlichen Reste und einiges alte Gemäuer aus vorrömischer Zeit ist alles, was der Zahn der Zeit von der alten Herrlichkeit noch übrig gelassen hat. Vom Kaiserpalast Diocletians weiß man nicht einmal mehr die Lage anzugeben. Außer dem Uhrturme (s. S. 300), den der Sultan Abdul Hamid seinem kaiserlichen Freunde Wilhelm II. zu Ehren anlässlich seines Besuches in der Türkei errichten ließ, den zu besuchen und zu besuchen dieser aber zur Enttäuschung der Bewohner von Ismid keine Zeit fand, besitzt Ismid heute keine besonders auffälligen Bauten, was man angesichts der Werke der Natur ihm auch gerne verzeiht.

Das bishigen Industrie der Stadt liegt ganz in den Händen der Regierung, und das jagt für jeden, der die türkische Beamten- und Bakschischwirtschaft kennt, genug.

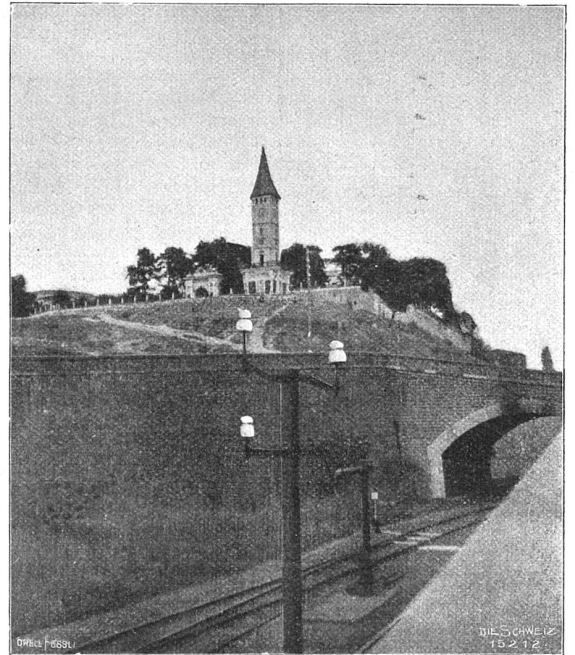
Der Umstand, daß die Fabriken Ismids für den Staat arbeiten, ist die sicherste Gewähr dafür, daß die klare Luft, die die Stadt umgibt, durch rauchende Schloten nicht verdorben wird. In der Schiffswerft der Stadt steht ein halbfertiges Schiff, dessen Baukosten gewiß schon zehnmal von den Beamten dem Staatsäckel entnommen, aber noch nie den Arbeitern ausbezahlt wurden, sodaß diese natürlich davonliefen. Von Zeit zu Zeit wird immer wiederum auf einige Tage an dem kläglichen Wrack herumgeklopft, damit die Herren Beamten wieder einmal den Lohn für die „Baumeister“ in Stambul erheben und in die eigenen Taschen gleiten lassen können. Wozu auch den Bau des Schiffes vollenden? Wimmelt es ja doch schon draußen im Bosphorus von solchen, und mehr als den Türken lieb ist! Aber die ungerechten Lohnbezüge? Bah! Was tut's? Jemand nimmt das Geld doch; kommt's nicht nach Ismid, so verschwindet es in Konstantinopel in den bodenlosen Taschen der Beamten, denen der Bakschisch das tägliche Brot ist. Auch hier macht der Europäer die betäubende Erfahrung: der arme Hamal und der dürftige Fellah sind treu und genügsam; je höher aber einer auf der Stufenleiter der Klemter und Würden steigt, desto korruptierter ist er und nur darauf bedacht, im Sinne des Micaud de Marlinière sein Schicksal sich zu „farrigieren“.



Ismid (Bahnhof).

Der Zug, der uns nach dem Hochland von Kleinasien bringen soll, verläßt Ismid gegen Mittag. Zunächst durchfährt er in gemächlicher Eile die lange Allee inmitten der Stadt mit ihren unzähligen Cafés, vor denen die männliche Einwohnerschaft hockt und eingedenk des Spruches: „Tue heute nicht, was du morgen auch noch tun kannst!“ Keph macht, das heißt dem dolce far niente mit echt mohammedanischer Gelassenheit sich hingibt, indem sie dem gurgelnden Kargileh seine Rauchwölkchen entzieht und ihnen gleichgültig nachblickt, bis sie in ein Nichts vergehen. Dann folgen wir der alten Karawanenstraße, auf der schon jahrtausendlang Europa und Asien sich begegneten, und gelangen durch blühende Auen, deren Fruchtbarkeit Leute aus aller Herren Länder angelockt hat, zum lieblichen Sabandtschajee, der, rings von saftstrogenden grünen Matten umsäumt, ein Sammelplatz unzähliger Sumpf- und Wasservögel ist (s. S. 301) und den zahlreichen Büffeln während der Hitze des Tages ein angenehmes Bad spendet. Unbeweglich und bis an den Kopf in Wasser und Schlamm gebettet, gleichen sie mit ihrer plattgedrückten Stirn und langgezogenen Schnauze einem schlafenden Krokodil: ein abstoßender Anblick! Von dem „Wäldermeer“, das früher morgen- und abendländische Dichter gepriesen und besungen haben, ist heute nicht mehr viel zu sehen; graublauwe Wölkchen, die da und dort zum Himmel streben, erzählen uns, daß auch hier wie in Griechenland und im Libanon kurzfristige Menschen die Wälder zerstören, soweit sie die gefährlichen Ziegen noch nicht zu Tode genagt haben. Um für morgen bequeme Weideplätze zu haben, zernichten die Bewohner die Träger der Fruchtbarkeit. „Für die Zukunft wird Allah schon Sorge tragen!“ „Uns liegt das Heute näher als das Morgen!“ Inshallah! Après nous le déluge!

Ist für die Leute in der Ebene der Wald dazu da, um ausge-reutet zu werden, so benutzen ihn die Bewohner der Schluchten am Sangarios oder Sakaria, wie er heute heißt, als Schutz für ihr lichtisches Treiben. Denn hier in den majestätischen Wäldern und den hoch oben von den Hängen trotzig herab-lugenden Felsennestern hausten und hausen noch bis auf den heutigen Tag veritable Räuber, deren Mut und Verwegenheit auch einer andern Polizei als der türkischen überlegen wäre. Es ist zwar in letzter Zeit bedeutend besser geworden, nachdem die türkische Regierung die gefährlichsten unter ihnen nach



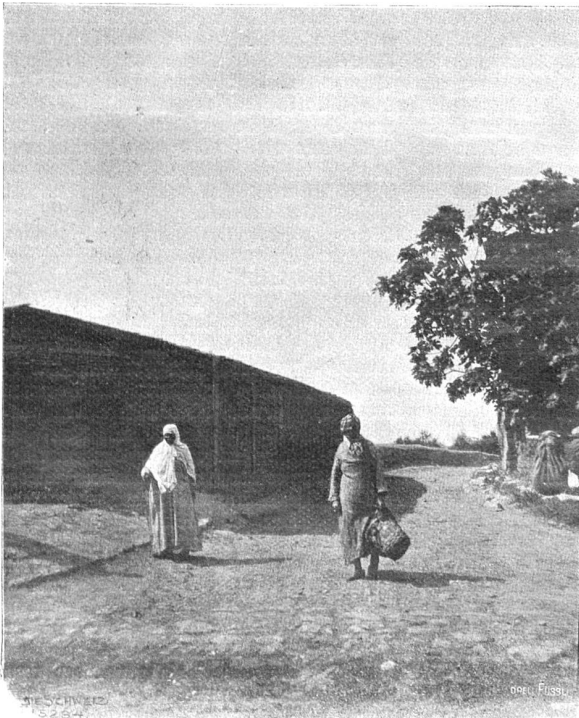
Uhrturm bei Ismid.

Konstantinopel in den — Regierungspalast berufen hat, wo sie nun in hoher Stellung ihr Handwerk in etwas feinerer Form fortführen, bis sie genug haben, was ja beim frommen Türken, der nicht über den Tod hinaus Schätze sammeln soll, noch vor seinem Ende eintreten kann. Die Regierung geht bei diesem Modus, Räuber zu zähmen, eben von den salomonischen Erwägungen aus, daß diese als „Naturkinder“ immerhin rascher ihre Hab-sucht stillen werden, als die von der europäischen Kultur be-leckten, an der Autorität des Korans zweifelnden Offendis im schwarzen Gehrock und Lackstiefelchen.

Während es hier nicht geraten ist, auch nur auf einen Kilometer ohne Bedeckung von der modernen eisernen Heer-straße sich zu entfernen, fahren wir in unserm gemütlichen „Abteil“ geborgen wie in Abrahams Schoß dahin; stehen wir ja doch im Schutze des „alamanischen Sultans“, wie die Türken den Freund ihres Sultans, den Kaiser Wilhelm II., nennen, dem nach ihrer Ansicht ja die Eisenbahn gehört.

Das Tal wird eng. Rauschend wälzt der Sakaria seine gelben Fluten durch das romantische Defilee; längs der Bahn wegen sich riesige Schachtelhalme im sanften Winde; mächtige Trauerweiden, an denen großblumige weiße Winden empor-ranken, wechseln ab mit Maulbeerbäumen und dichtbelaubten Brombeerstauben, und von den tausend Blumen, die den Fluß umkränzen, steigt ein feiner Duft zu uns herauf. Rings um-gibt uns eine reiche Tropenwelt, indes ein Blick hinauf an die Hänge des Tales mit ihrem satten Grün königlicher Eichen, Eichen, Buchen und Sykomoren und die wellenförmig ansteigenden Bergeshöhen eine Landschaft aus dem schweizerischen Hügel-land vor unser Auge zaubern.

Bald sind wir in der fruchtbaren Ebene Akkissar angelangt, wo die wilde Romantik behaglichem Bauernwohlstand weicht. Jedes Bläckchen Land ist hier bebaut. Von allen Seiten her richten sich auf uns trotz aller offen zur Schau getragenen Gleichgültigkeit gegen uns doch die neugierigen Blicke arbeitender Bauern und hochgeschürzter Weiber, die gewissermaßen als Ersatz für den nach europäischer Sitte unbedingt zu kurz geratenen Hemdrock mit einem Fegen ihrer Leibeshülle das Antlitz zu verdecken suchen, und wär's auf Kosten des übrigen Körpers. Einen Schleier trägt die Fellahin auf dem Felde draußen nämlich nicht; in den Dörfern aber ziehen ihn hier nicht nur die Türkinnen, sondern auch die Frauen der christlichen Ein-geborenen vors Gesicht. Der Orientale ist eben so neidisch wie eifersüchtig, und so gönnt er dem andern nicht einmal den An-blick seiner Frau; sie gehört ihm allein, er hat sie ja um schönes



Begerinnen in Ismid.



Sabandtscha - See.

bares Geld oder um das beste Stück seiner Viehhabe erkaufen müssen.

Ich will nicht, daß der Mond dein Antlitz sieht,
Wenn er des Nachts an dir vorüberzieht.
Ich will nicht, daß der Sonnenstrahl dich wärmt,
Indes sich Mehmed einsam weinend härt.
Ich will nicht, daß der Regen dich ergötzt,
Dieweil er rings die andern Rosen nest.
Ich will nicht, daß dich deine Mutter liebt
Und daß sie ihrem Kinde Küsse gibt.
Ich selber will dir Mond und Sonne sein,
Und dürstet dich, bin ich der Mundschent dein.
Ich will dich lieben jetzt und immerdar,
Dir ganz alleine küssen Mund und Haar.

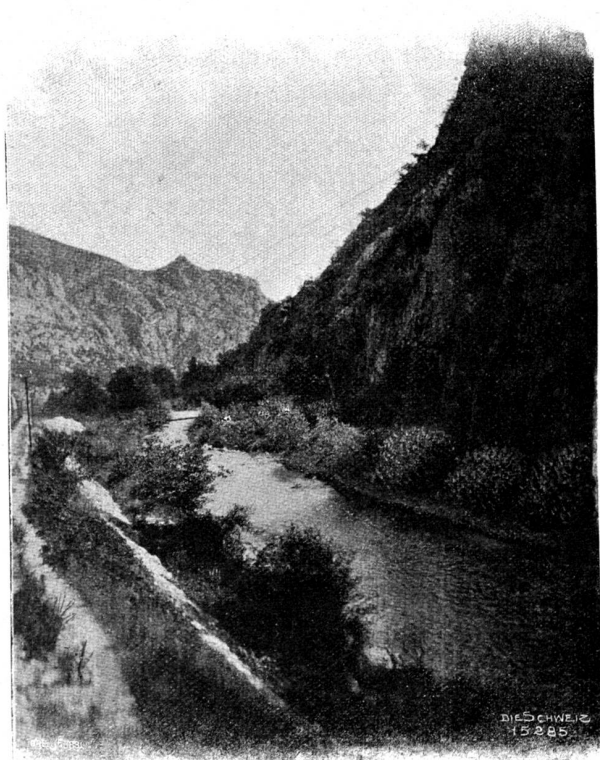
Kann Habgier und Eifersucht im Abendlande wohl solch glühende Sprache finden?

Wir sind in Mekkesche, von wo aus Jesnif, das alte Nikaia, mit seinen kirchengeschichtlichen Erinnerungen in drei bis vier Reittagen zu erreichen ist. Große Männer, Astronomen und Geschichtsschreiber sind dort geboren; noch zeugen feste Mauern und zahlreiche Ueberreste antiker Monumente von der Wirksamkeit des bekanntesten Statthalters Bithyniens, Plinius des Jüngern. Welterschütternde Kämpfe umtobten einst die Stadt; allein am weitesten hinaus trug die hier abgehaltene erste große Synode der staatlich anerkannten Religionsgemeinschaft der Christen den Namen der Stadt. Die Kirche, in der das Konzil getagt haben soll, ein hervorragend schöner Kuppelbau, ist heute eine Moschee, und während sie einst erdröhnte von Flüchen, denen gewidmet, die in Christo bloß den gottähnlichen Menschen, aber nicht den inkarnierten Gott sahen und von ihm sich keine Bilder machen wollten, verkünden heute darin Vertreter eines andern „allein wahren“ Glaubens: „Es lügt der Christ, wenn er sagt, Gott sei je Mensch geworden; der Christ ist von den Lehren des Propheten Jesu abgefallen, wenn er Bilder anbetet und verehrt!“ Wie viele Menschen mußten für die verschiedenen „Wahrheiten“, die hier unter Anathemen beschlossen und verkündet wurden, ihr Leben lassen! Die Anhänger des „grausamen“ Islam strafen ihre Gegner mit mitleidiger Verachtung, die Hüter der „reinen Lehre“ dessen, der die Liebe zum obersten

Grundlage alles Handelns erhob, schleuderten den Fluch auf alle, die an den Lehren des hier verdamnten „Ketzers“ Arius festhielten, an dessen Grab sie nie vorbeigingen, ohne voll Verachtung darauf zu speien. „Christentum“, welche Greuel hast du in deiner Engherzigkeit über diese paradiesische Landschaft ausgegossen im Namen dessen, der durch seine grenzenlose Liebe und Weitherzigkeit der Menschen Haß vernichtet glaubte!

Zwischen dem Städtchen Lefke, in dem, wie hier herum überall, die Seidenzucht und Spinnerei blüht, und dem fast zweihundert Meter höher gelegenen Biledschit, der Heimat des Stifters des osmanischen Reiches, Ertegruls des „Männererzstücklers“, zu dessen Grab Tausende von „Gläubigen“ wallfahrten, liegt das interessanteste Stück unserer Reise. Wir haben den Sakaria verlassen, um seinem wilden Zwillingbruder, dem Karasu, folgend, allmählich die Hochebene von Kleinasien zu erreichen. Enger und enger wird die Schlucht, durch die der schäumende Bergstrom donnert, und als ob er sich des fremden Eindringlings erwehren wollte, setzt er dem Schienenweg schier unüberwindliche Hindernisse entgegen. Allein auch hier hat der denkende Mensch die Schranken der rohwaltenden Naturkraft durchbrochen, indem er Berge durchbohrte und Täler mit gewaltigen Eisenarmen überspannte. Mehr als ein Duzendmal dampft der Zug hinein in den dunkeln Schoß der Erde, um, ans Tageslicht getreten, unser entzücktes Auge stets mit neuen Bildern zu erfreuen. Bald schwebt er turmhoch über den im Tale zu einem armseligen Dörfchen vereinigten Lehmhütten dahin, deren mit weißen Tüchern verhangene Fensterlücken uns erzählen von kleinen unscheinbaren summenden bösen Gästen, die von ihrem Herrn, dem Teufel, ausgesandt, den Menschen das Fieber in die Häuser tragen, damit sie inmitten des irdischen Paradieses nicht vergessen, daß sie durch ihre Sünden die ungetrübten Paradiesesfreuden verlernt haben, die Not und Tod nicht kannten. Wer diese lästigen Blutsauger, die zugleich die Verbreiter der Fieber sind, am eigenen Fleisch und Blut kennen lernte, der begreift den Abscheu vor dem Beelzebub, dem Fliegen-teufel der alten Semiten, und lächelt nicht mehr über die Verichte, wonach die Hirten der Hellenen dem fliegenwehrenden Zeus und dem mückenfangenden Apollon reiche Opfer darbrachten.

Langsam windet sich die Bahn den steilen Hang hinauf. Rechts und links kriechen wildwachsende Weinreben am Damm



Am Sakaria - Fluß.

empor und reifen ihre Früchte der Ernte entgegen. Nur in der Sonnenglut des Jordantales an der Sultansquelle oder am Elifabrunnen, wie die Christen jagen, sah ich üppigere Vegetation als hier. Die pflaumengroßen Beeren der Trauben, die hier wachsen, lassen uns das Wunder jener Riesentrauben, die Moses' Kundschafter zu zweien an einem Stabe auf der Schulter tragend aus Eskol brachten, weniger wunderbar erscheinen.

Bei Bosjuk, dessen Moschee berühmte Fayencen birgt, haben wir das Hochplateau Kleinasiens erklimmt, das die scheidende Sonne eben mit ihren letzten Strahlen streift, womit sie dem Türken das Zeichen gibt, daß es Zeit sei, bis zu ihrer Rückkehr die Arbeit ruhen zu lassen.

Die ganze männliche Bevölkerung ist am Bahnhof versammelt, um das Schauspiel der Ankunft und Abfahrt des nur einmal täglich mit den Neuigkeiten von der Tiefebene heraufkommenden Eisenbahnzuges zu genießen. Die Knaben sammeln sich natürlich um das pustende Dampfrohr, das hier nach dem anstrengenden Aufstieg getränkt wird (s. S. 303), und werden in ihrem Tun beguckt und befiebert von einer Mädchenschar, die sich, die Vorschrift des Korans halb vergessend, hinter einer zerfallenen Mauer nur schlecht vor den jugendlichen „Männerblicken“ verbergen, indes die Erwachsenen, meist prächtige Gestalten mit wallenden Bärten, einen engen Kreis um den Muezzin schließen, der den gespannten Ohren aus einem eben angekommenen türkischen Zeitungsblatte allerlei „Neuigkeiten“ vorliest, welche die Zensur in Konstantinopel für unschuldig genug erfunden hat, um sie, nachdem sie in Europa schon längst vergessen oder dementiert sind, auch den Gläubigen mit einem beruhigenden Kommentar zu bringen, der ein Bombenattentat zu einer Illumination und einen Königsmord zu einer leichten Ohnmacht zu machen versteht.

Noch eine kurze Zeit fahren wir in der Dämmerung dahin über weitausgedehnte Weidestrecken, deren nomadisierende Hirten und Herden ganz zum Bilde passen, das sich uns unweit der Station İnönü darbietet, wo natürliche Felshöhlen noch deutlich die Spuren einstiger Bewohner aufweisen und so recht an die Zeiten erinnern, da Ceres ihre die Menschheit veredelnden Gaben den Wilden noch nicht gespendet hatte.

„Scheu in des Gebirges Klüften barg der Troglodyte sich,
Der Nomade ließ die Triften wüste liegen, wo er strich.

Mit dem Wurfspeer, mit dem Bogen schritt der Jäger
[durch das Land —

Weh' dem Fremdling, den die Wogen warfen an des

[Unglücks Strand...“

skandierten die Räder unseres Zuges und zwangen uns zu einer Vergleichung von einst und jetzt. Welch segensreiche Wirkung hat doch der Ackerbau mit seinen festen Wohnsitzen auf die Menschheit ausgeübt, welche Urkraft liegt auch heute noch im Bauernstande, und wie viele verkennen dies, die das Wohl eines Landes allein auf rauchende Fabrikshöfen gründen zu können glauben und dadurch neuerdings Nomadenhorden schaffen, deren Heimat da ist, wo's am meisten und am leichtesten Geld zu verdienen gibt! Wie wohlgetan wäre es auch heute noch, von Zeit zu Zeit das Volk daran zu erinnern, daß die stärksten Wurzeln seiner Kraft im selbstbebauten Grund und Boden wachsen!



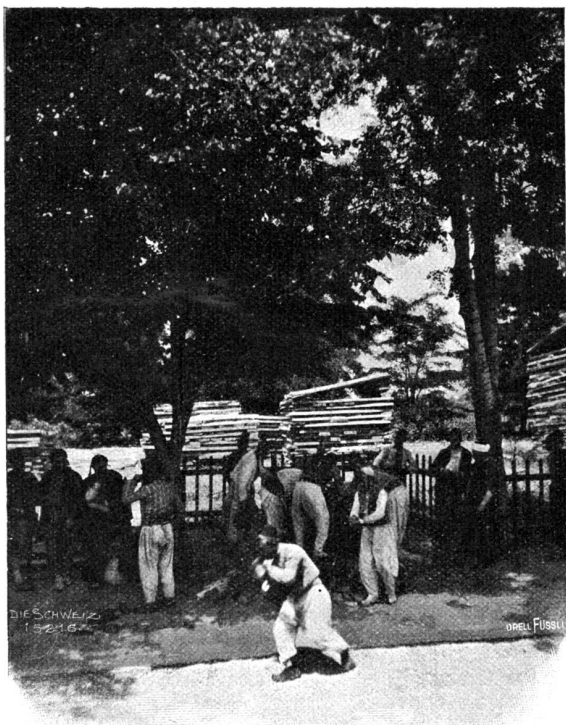
Hütten bei Station Efeke.



Im Tal des Karasu.

Im fahlen Mondschein rollt der Zug unserm heutigen Endziel entgegen. Fast zehn Fahrstunden hat er gebraucht, um die 228 km lange Strecke von Ismid bis Eski-Chehir zurückzulegen. Dieses für Europäer eher langsame Tempo fällt aber weder dem Eisenbahnbetrieb noch dem zu überwindenden Höhenunterschied von achthundert Metern zur Last. „Die Erde ist vom Satan!“ jagt der Türke, und so müssen denn auch die Europäer, die in seinem Bereiche Bahnen bauen und betreiben, seinem Wahlspruch sich fügen, der dem raschrollenden Rad der Zeit gerne in die Speichen greift. Dazu kommt noch ein anderer Grund: die Wege und Stege sind nämlich im Innern des Landes so elend und schlecht, daß der Schienenweg für die Eingeborenen schon seit der Erbauung zur Landstraße geworden ist, auf der sie nun gemächlich dahinschreiten oder ihre Herden und Karawanen treiben. Trotz aller Warnungen und Verbote, trotz aller Vorsicht und Signale der Zugführer wird doch hier und da eine Türkenseele früher ins Paradies spediert, als es ohne Mithilfe der Eisenbahn geschehen wäre. Das glaubt der Moslim nun allerdings nicht; denn auch das Ueberfahrenwerden ist vom Kismet bestimmt. Dagegen läßt sich nichts machen: Inshallah, wie Allah will! Bei aller Gelassenheit, die der Türke bei einer Katastrophe zur Schau trägt, vergißt er doch nicht, bei den „ungläubigen“ Leitern der Bahn um den Schadenertrag einzukommen. Daß man in Europa diesen nur zahlt, wenn die Bahn für den Schaden verantwortlich gemacht werden kann, läßt ihn kalt. Da der Leitung der Bahn natürlich viel daran liegen muß, sich die unberechenbare Bevölkerung längs der Linie in einem wilden Lande gewogen zu erhalten, läßt sie eben oft Gnade für Recht ergehen und wiegt den „trauernden Hinterbliebenen“ die entflozene Seele mit einigen türkischen Goldpfunden auf.

Eine Reihe Geleise, mehrere hell erleuchtete Schuppen und Werkstätten und ein langgezogener Pfiff der Lokomotive sagen uns, daß wir in Eski-Chehir, dem Dornlaion der Alten, sind. Da wir aber von diesem nichts und von jenem nur den Bahnhof mit seinen „Haus“ sehen, begnügen wir uns für heute, im „besten Wirtshause Kleinasiens“, an der reichbesetzten Tafel der Frau Daita, einer freundlichen Böhmin, unsern Leib zu pflegen und in echten deutschen Himmelbetten dem rosigten Morgen entgegenzuträumen.



Religiöse Waschung mohammedanischer Eingeborener am Bahnhofbrunnen.

Eski-Chehir liegt zwischen zwei mächtig hohen Hügeln, die beide Erinnerungen von weltgeschichtlicher Bedeutung in sich hegen. Auf oder an dem nördlichen lag einst das jetzt bis auf einige Trümmerhaufen verschwundene Dorylaion, wo sich zur Zeit des ersten Kreuzzuges die morgen- und abendländischen Reitercharen zum ersten Male kämpfend gegenübertraten. Der Sieg bestete sich damals an die zum heiligen Streite geweihten Waffen der Christen, die Gottfried von Bouillon anführte. Aber auch den Seldschuken stellt der fränkische Chronist das Zeugnis großer Tapferkeit aus, indem er sagt, wenn sie Christum bekennen wollten, gäbe es keine bessern Soldaten als sie.

Es war gerade der achthundertundsiebente Jahrestag jenes Sieges des Kreuzes über den Halbmond (was uns die ferneren Ereignisse näherzubringen schien), als wir unsere Blicke über das Schlachtfeld von dem südlich der Stadt liegenden Hügel aus schweifen ließen, von wo aus zwei Jahrhunderte später Osman, Ertrerguls Sohn, seinen Siegeslauf nach Westen antrat, nachdem er hier den Seldschuken, trotzdem sie durch fränkische Söldner und griechische Bundesgenossen verstärkt worden waren, ihre Festung weggenommen und ihre Macht gebrochen hatte.

Das moderne Eski-Chehir hat durch den Bau der Anatolischen Bahn einen raschen Aufschwung genommen und hat jedenfalls eine glänzende Zukunft. Wenn einmal die Schranken gefallen sind, die jetzt sich der Ausbeutung der in der Erde schlummernden Schätze aus religiöser Scheu entgegenstellen, weil man „die Eingeweide der Erde nicht aufwühlen“ soll oder vielleicht noch mehr aus Egoismus und Konkurrenzneid, weil die Regierung außer ihren Gruben keine andern besser geführten Bergwerke aufkommen lassen will, dann wird Eski-Chehir noch weit mehr den Namen der Handelsmetropole Kleinasiens verdienen als heute. Dann werden seine berühmten warmen Bäder wohl auch in einen Zustand versetzt, daß nicht nur Eingeborene in den salzigen und schwefeligen Thermen Heilung und Erquickung suchen.

Die Umgebung des Städtchens ist trostlos öde; nicht einmal die Stätte der Toten schmückt eine Zypresse, die hier sonst überall

mit geheimnisvollem Schauer die Gräber umrauscht. Die Armut der Lebenden drückt auch den Toten ihren Stempel auf; nur wenige behauene Grabsteine mit dem üblichen Turban oder Tarbusch, die Stand und Würde anzugeben pflegen, sind zu sehen; meist bezeichnen bloß rohe Feldsteine, regellos aufeinandergeschichtet und aneinandergelehnt, das „Haus der Ewigkeit“ eines Gläubigen. Dicht neben den Toten haben die Lebenden ihre Lehmhütten, die, an den Bergeshang gelehnt, oft kaum mehr über die Erde emporragen als jene, sodaß man zur Abendsternstern, die meist auf des Hauses Dach gehalten wird, kaum den Fuß zu erheben braucht. Oft bildet in den Dörfern Kleinasiens das Dach des einen Hauses den Vorplatz des darüber liegenden Nachbarhauses.

Im Herbst 1903 zerstörte ein großer Brand einen Teil der Stadt, wobei die Habucht der Menschen Hab und Gut der Abgebrannten aber mehr Schaden zufügte als das entfesselte Element. Als man nach den auf Diebsweise verschwundenen Schätzen auf die Suche ging, fand man den größten Teil beim Bürgermeister, der nun allerdings vom stolzen Thron seines Kaimakams herabsteigen mußte. Das stereotype „Inschallah!“ wird wohl auch ihn getröstet haben.

Erfreulicher als in der Altstadt ist das Leben und Treiben in der Häusergruppe am Bahnhofe. Indem wir durch die Gasse der Werkstätten und Lagerhäuser schreiten, tönt uns aus einem in friedlichem Grün gebetteten Hause eine bekannte Melodie entgegen. Tauschen wir uns wohl? Nein, wahrhaftig, immer deutlicher klingt die Weise des prächtigen Liedes: „Die Sonne erwacht, mit ihrer Pracht erfüllt sie die Berge, das Tal...“ an unser Ohr. Bald sind wir mitten drin unter der munteren Kinderschar, die hier unter der Oberleitung eines Schweizer und zweier deutscher Lehrer am Borne der Weisheit trinkt. Weiße, Braune, Schwarze, Christen, Juden, Mohammedaner, Deutsche, Franzosen, Schweizer, Türken, Griechen, Armenier, Fischeressen sitzen hier in gemeinsamer Arbeit und geteilter Freude bunt und friedlich nebeneinander. Die Lehrer rühmen die gute Art und den Fleiß ihrer Schüler, am meisten aber den jungen Türken. Stolzer Europäer, fleh' dich vor! Vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, da auch der „verwunschene“



Knaben bei Bosjuk, die Lokomotive anstauend.

Moslim wieder erwacht aus seinem langen Zauberschlaf und dich, den Müden, Abgehetzten aus dem Felde schlägt!

Schon vor Jahrhunderten galt das Wort: „Juden, Deutsche und Schweizer kommen überallhin.“ Solche, die ohne einen Klappen bezw. einen Para in der Tasche sich singend und sechtend die weite Welt anschauen wollen, die sich stolz „Orientkunder“ nennen und bei Christen und Mohammedanern sich zu Gäste laden, waren mir schon früher in Syrien und Aegypten begegnet; aber von einem anachronistischen Wikinger, der zu Fuß nach Jerusalem pilgert, hatte ich noch keine Spur gefunden. Hier im Herzen Kleasiens hörte ich von einem, den — einen tüchtigen Mechaniker — auch die glänzende Offerte, bei großem Lohn in den Werkstätten der Bahn zu bleiben, nicht davon abbrachte, ohne Geld und ohne jede Kenntnis der Gegend und der Sprache die Reise nach dem heiligen Grab fortzusetzen, wozu ihn sein heimatlicher Seelenhirt an den Ufern des Bierwaldstättersees wegen einer Uebertretung des zehnten Gebotes verdammt hatte. Die Sache klingt ganz mittelalterlich, für moderne Ohren unglaublich, und doch ist sie verbürgt. Ein deutlicher Beweis, daß die einstige Großmacht und die Sancta simplicitas noch gesinnungstüchtige Jünger haben.

Noch eines andern Vorfalles, der ebenso unscheinbar wie charakteristisch ist, sei hier zum Schluß gedacht. Am Vorabend unseres Abschiedes von Gski-Gehir, in dessen Nähe sich bekanntlich auch die größten Meeresschaumgruben der Erde befinden,

kam ein Eingeborener in unser Hotel, um rohbearbeitete Erzeugnisse seiner Kunst zum Kaufe anzubieten. Ich wählte einen Weisenkopf, in dessen archaischer Schnitzerei man mit Zuhilfenahme der Phantasie das gehörnte Haupt einer Gazelle erkennen konnte. Nachdem er mir in der bekannten Weltsprache mit Hilfe seiner Finger die Anzahl Pfaster, die er wünschte, genannt hatte, raunte mir ein zufällig anwesender Grieche in seiner Muttersprache zu, ich solle ihm nur die Hälfte geben. Ich gab ihm aber, da der verlangte Preis sehr mäßig war, was er wünschte, und freudestrahlend steckte er's ein. Als er seine Hausreise beendet hatte, lief er nach Hause, und ins Hotel zurückgekehrt, klopfte er in später Stunde an mein Zimmer und überreichte mir, indem er zum Zeichen des Dankes die Hand aufs Herz legte, einen schönen Klumpen Meeresschaum in einem seidenen Säckchen zum Andenken an den dankbaren Hasan in Gski-Gehir. Wie wenig gehört doch dazu, um diesen großen Kindern der Natur, die ja so sehr daran gewöhnt sind, von den „Gfendis“ schlecht behandelt zu werden, eine Freude zu machen! Solche edle Charakterzüge versöhnen uns mit manchem abstoßenden Zuge, den jahrhundertelange Bedrückung und eine geisttötende Religion dem armen Volke aufgeprägt haben. Möchte die Zeit nicht mehr ferne sein, da diese Völker auch die Segnungen einer gesunden europäischen Kultur genießen können, ohne ihre guten Eigenschaften zu verlieren!

Dr. Carl Camenisch, Chur.

Am Rheinflall.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ein Roman aus dem fünfzehnten Jahrhundert von Georges Speck, Schaffhausen.

(Schluß).

Hamann fuhr auf. Konnte er da leben? Und seine gefolterte Seele schrie: „Nein!“ Zwar, hinten lag der große Klostergarten, und dort war der treue Pankrätius. Ja, der Baumgarten mit den blumigen Wiesen war schön, und der alte Pankrätius war gut. Aber dennoch . . . Und hinten ging der Strom grün und still und ruhig. Aber der Fall war nicht da, mit seinem Gesang. Da lag er die ganze Nacht wachend in seiner Zelle und horchte auf das Lied des Falles. Und auch sonst war alles anders. Er war eingekleidet und mußte in der Kanzlei arbeiten. Er war vielleicht Abt und mußte ernst und streng den Vorteil des reichen Stiftes wahren. Er mußte den Frommen als der Frömmste ein Vorbild sein. So hatte er keine Zeit, in den Garten zu gehen, wo der treue Pankrätius brummend die Bäume putzte. Und der Strom, der Garten und alles dies, das machte ihn nur traurig, wenn er einmal dorthin kam; denn es würde in ihm eine grenzenlose Sehnsucht erwecken.

Wie konnte er leben, da man ihm die Luft entzog und sie mit Weihrauch schwängerte? Wie konnte er der Frömmste der Frommen sein, da man ihm seinen Gott, die Natur, nahm? Die Natur war sein Gott . . . ja . . . und die Herrin, die Herrin!

Er preßte die Stirne mit beiden Fäusten. Er würde dort zugrunde gehen, langsam und qualvoll dahinziehen!

Er schlug sich heftig an die Stirne. Sollte er gehen? . . . Oder bleiben? Bleiben! Er fühlte erst jetzt, wie er mit jeder Faser an dem Strome, dem Brunnen im Hofe, der Linde, den Feldern, dem Walde hing. Oder, eigentlich . . . Ja, das war ja alles die Herrin, nur die Herrin!

Und wenn er blieb, was wollte er hier tun? Die Herrin war gut, so gut. Aber ob sie ihn liebte? Sie wußte ja seine sündigen Gedanken nicht. Und sie war

fromm. Sie würde es nicht wünschen wie der alte Klüger, nicht dulden, daß er sein Gelübde brach, da sie geschworen hatte, ihn zu hüten!

Und dann war da sein großer Pate, der Abt Johannes Beyer. Er hatte ihn gehalten wie ein Kind und ihn geliebt, mehr, wie ein Klostermann lieben darf! Er hörte seine traurig sanfte Greisenstimme und sah sein edles Antlitz, in dem die alten Augen aufleuchteten, wenn er zu ihm von seinen Hoffnungen sprach.

Hamann richtete sich stöhnend auf.

Er würde hier in Sünd' und Schande leben, sich verzehren um die Herrin, und seinen Wohltäter dort, den würde er morden, wenn er bliebe! Also mußte er gehen!

„Gehen . . . gehen . . .“ murmelte er, und in seinem Innern schwoh ein ingrimmiger Trotz, ein namenloses Weh empor. Und beides verband sich zu etwas Schrecklichem, Ungeheuerem. Es wurde zur Furie.

Er lehnte wie gebrochen an der Mauer und kämpfte . . . kämpfte . . .

Es dauerte lange. Dann richtete er sich plötzlich auf: „Die Pflicht!“ sagte er laut und hart. Er ging nach dem Spind, worin das blaue Barett der Herrin lag. Da war auch die Kute. Er nahm die Kute heraus und legte sie auf das Bett. Dann kleidete er sich aus, bis er nackt da stand. Er strich sich prüfend über den Leib. Er war stark geworden. Aber das Fleisch war viel zu weich, zu schön. Er fühlte nach der Kute. Die war hart und die Dornen scharf.

Plötzlich schlug er sich heftig über den Leib. In seinem Innern quoll etwas auf, das stolz und schmerzlich schien. „Die Pflicht, die Pflicht!“ murmelte er und schlug wieder zu, und dann wieder. Es tat weh. Hier und dort quoll das Blut hervor und schwälzte das Fleisch. Aber er biß sich auf die Lippen . . . „Die Pflicht . . .“